

Allgemeine repräsentierten, erscheinen Frauen lediglich als potenzielle Herausforderung der Kohärenz einer männlich gedachten Arbeiterklasse. Hier zeigt sich eine weitere Paradoxie: Ungeachtet seiner Polemiken gegen die Jagd nach einem »mythischen Durchschnitt« etwa in der klassischen Wirtschaftsgeschichte und seines Beharrens auf der Individualität und Kreativität historischer Akteure konstruiert Thompson einen »typischen« – männlichen, maschinenstürmenden, lesenden, diskutierenden, rebellischen und rebellierenden – Arbeiter, der immer Gefahr läuft, zur Schablone zu werden.

Abschließend vielleicht noch der Hinweis auf einen Themenstrang, der in der bisherigen Thompson-Rezeption meines Wissens kaum eine Rolle spielte: Thompson interessierte sich – in beiden Büchern – für den Umgang mit »Kulturgütern«, vor allem dafür, was und wie gelesen und wie das Gelesene aufgenommen und mit eigenen Erfahrungen verbunden wurde. Thompson beschrieb die Kultur der Handwerker als »Autodidaktenkultur«, in der sich »die arbeitenden Menschen aus ihrer eigenen Erfahrung heraus und mit Hilfe ihrer hart erarbeiteten und lückenhaften Bildung ein Bild von der Organisation der Gesellschaft [formten], das vor allem ein politisches war.« Stolz berichteten Angehörige dieser Kultur, wie sie beispielsweise einen Gefängnisaufenthalt zur Lektüre der großen Werke von Edward Gibbon oder David Hume nutzten. Historische Akteure werden in dieser Perspektive – mustergültig durchgespielt 2013 von Carolyn Steedman in *An Everyday Life of the English Working Class* – explizit als Leserinnen und Leser konturiert. Dass Thompsons Arbeiten nicht nur zum Verhältnis von Sozial- und Kulturgeschichte oder zum Problem von Klasse und *agency* weiterhin etwas zu sagen haben, son-

dern auch Themen erschließen, die heute im Rahmen einer etwa von Ulrike Weckel entworfenen rezeptionsästhetischen Mediengeschichte relevant sind – das dürfte der überraschendste Befund einer Neulektüre sein. Für mich jedenfalls kam es unerwartet. Thompsons oder Steedmans Arbeiter sind das Publikum. Aber sie sind es eben nicht als abstrakte, soziologische Größe, sondern als konkrete Akteure, die lesen, über das Gelesene nachdenken, sich darüber austauschen und so immer wieder andere Vorstellungen des Zusammenlebens und Arbeitens hervorbringen. Diese Vorstellungen beziehen sie aus den Medien ihrer Zeit, aber sie tun es auf ihre Weise – und ihre selbstbewussten Reaktionen zeigen Journalisten und Publizistinnen, Agitatoren und Politikerinnen sehr genau, ob und wann sie den richtigen Ton treffen oder eben nicht (Thompsons Analyse von William Cobbett und seinem Publikum ist hier richtungsweisend). In der – arbeiterlichen – Aneignung von Zeitungen, Büchern, Broschüren und Pamphleten tritt deren Deutungsoffenheit deutlich zutage, und es begegnen uns jene differenten Lesarten, für die die Mediengeschichte sich zu Recht immer stärker interessiert.

Timo Luks (Gießen)

## Kulturen des Reparierens

---

Stefan Krebs/Gabriele Schabacher/Heike Weber (Hg.), *Kulturen des Reparierens. Dinge – Wissen – Praktiken* (Edition Kulturwissenschaft; Bd. 133), Bielefeld (transcript) 2018, 410 S., 62 Abb., 39,99 €

Der Begriff »broken world thinking« von Steven Jackson beschreibt eine ungewohnte Perspektive auf die Welt: Der Normalzustand ist demnach nicht, wenn

alles so funktioniert, wie es soll, sondern die Störung, die Dysfunktionalität, das Zerschneiden. Ausgehend von diesem Ansatz präsentieren Stefan Krebs, Gabriele Schabacher und Heike Weber »Kulturen des Reparierens« als allgegenwärtige und alltägliche Praktiken, die Funktionsfähigkeit wiederherstellen sollen. Der Band ist damit Teil eines kleinen Booms in der Forschung der letzten Jahre, Praktiken des Reparierens erstmals genauer und vor allem systematisch zu untersuchen – nicht zuletzt vor dem Hintergrund eines wachsenden Bewusstseins für die Folgen der Wegwerfgesellschaft, die ersetzt statt zu reparieren.

Der Band beschränkt sich jedoch bei weitem nicht auf die konsumkritischen Aspekte des Reparierens, wie sie gegenwärtig beispielsweise über Repair Cafés öffentlichkeitswirksam gelebt werden. In den Blick kommen vielmehr die ganze Bandbreite und die lange Tradition des Reparierens, in der Motive wie Konsumkritik und Nachhaltigkeit nur die jüngste und eine spezifisch westlich-kapitalistische Konjunkturwelle ausmachen. Die 15 Beiträge umspannen den Zeitraum vom 18. bis zum 21. Jahrhundert (mit einem starken Schwerpunkt auf der Gegenwart), reichen vom deutschsprachigen Raum bis nach Indien und Afrika, decken also Praktiken des Reparierens in höchst unterschiedlichen Kontexten ab. Die Untersuchungsfelder umfassen das professionelle Reparaturhandwerk ebenso wie Hobby-ReparateurInnen und alltägliche Praktiken des Reparierens im Haushalt, die Reparatur an öffentlichen Infrastrukturen ebenso wie die an privaten Alltagsgegenständen, und Reparaturen zur Wiederherstellung ebenso wie solche, die mit einer Transformation des Reparierten einhergehen. Vielfältig ist auch die fachlich-methodische Bandbreite mit VertreterInnen aus den Ge-

schichts-, Medien-, Sozial- und Kulturwissenschaften.

Die instruktive Einleitung der HerausgeberInnen lotet dieses weite Feld aus. Sie identifiziert mehrere Spannungsfelder, in denen zeitspezifische Kulturen des Reparierens verortet werden können, und unterscheidet dabei zwischen Flickern, präventiven Wartungsarbeiten und Austauschen, zwischen Umnutzung, Wieder- und Weiterverwertung sowie zwischen Herstellung und Reparatur. Kulturen des Reparierens waren dabei stets von verschiedenen Faktoren abhängig: vom Stellenwert der Dinge in Massenkongressgesellschaften und Knappheitsökonomien, aber auch von den Dingen und deren Reparaturfähigkeit selbst.

Heike Weber geht in einem eigenen Beitrag näher auf diesen zentralen Aspekt ein und fragt nach der Lebensdauer der Dinge sowie nach den wechselhaften Kontexten des Obsoleszenzvorwurfs. Bereits in der Einleitung warnen die HerausgeberInnen vor dem romantisierenden Blick auf reparaturwillige VerbraucherInnen einerseits und reparaturreistente Dinge mit eingebautem Verfallsdatum andererseits. So weisen sie auf Studien, denen zufolge viele Menschen in Kongressgesellschaften ihre Dinge lange vor deren Funktionsunfähigkeit entsorgen. Gleichzeitig betonen sie, dass Kulturen des Reparierens immer auch Wissenskulturen sind. Aus diesen Reflektionen entsteht der Dreiklang von Dingen, Wissen und Praktiken, der den Band strukturiert – eine Unterteilung, die angesichts der engen Verwobenheit dieser drei Kategorien stellenweise zu einer etwas willkürlich anmutenden Zuordnung der einzelnen Beiträge führt.

Bei aller Vielfalt gibt es doch einige Themen- und Fragekomplexe, die sich wie ein roter Faden durch den Band zie-

hen. Zu nennen ist hier zuerst die intensive Auseinandersetzung mit dem Begriff der Reparatur. Immer wieder provozieren die Beiträge Fragen danach, was als Reparatur gelten soll. Nur die Instandsetzung kaputter Dinge? Oder werden auch soziale Beziehungen repariert, wie es die AkteurInnen in Sigrid Kannengießers Beitrag zu Repair Cafés in einer Parallelführung von dinglicher und sozialer Welt anführen? Auch Cornelius Schubert lotet die Grenzen des Reparaturbegriffs aus, wenn er ihn in Beziehung zur Heilung kranker Menschen durch medizinische Behandlung setzt. Gerade dieser Beitrag zeigt, dass der Begriff der Reparatur seine Trennschärfe verliert, wenn auch die Neujustierung eines medizinischen Geräts und die flexible Anpassung von Arbeitsabläufen an neue Situationen als solche bezeichnet werden. Doch gerade durch solche Grenzwanderungen wird der Blick für die Terminologie geschärft.

Die hier aufgeworfenen Fragen nach der Kontextualisierung des Reparierens sind keine Nebensächlichkeiten. Gianenrico Bernasconi weist in seinem Aufsatz über technische Kulturen des Uhrenreparierens im 18. Jahrhundert darauf hin, dass die Beschreibung von Symptomen und deren Behebung in Reparaturanleitungen ihren Ursprung in der medizinischen Literatur hat.

Und auch die Frage nach den sozialen Zusammenhängen des Reparierens ist bedeutsam, wie etwa der Beitrag von Ignaz Strelbel und Alain Bovet über die Reparatur einer Türklingel in einem Mehrparteienwohnhaus zeigt. Denn deren Instandsetzung berührt verschiedene Ebenen des sozialen Gefüges, die der reparierende Hausmeister ebenso im Blick haben muss wie die Elektrik der Klingel. Tom Ullrich thematisiert diesen Nexus ebenfalls, wenn er über den Zusammenhang zwischen dem Barrika-

denbau in den Pariser Revolutionen des 19. Jahrhunderts und der städtebaulichen Neugestaltung der Metropole fragt.

Erhellend ist auch die Bandbreite der Beiträge, die den gesellschaftlichen Stellenwert von Reparaturen und der reparierten Dinge untersuchen. Allein die Fallstudien zu afrikanischen Ländern offenbaren eine große Vielfalt. So zeigt Hans Peter Hahn, dass gebrauchte und reparierte Dinge europäisch-nordamerikanischer Provenienz in Westafrika mehr Distinktion versprechen als eigens für die Länder der »Dritten Welt« hergestellte neue Dinge, der Besitz reparierter Dinge aber gleichzeitig demonstriert, dass der Erwerb fabrikneuer Markenprodukte zu teuer ist. Hahn spricht die Reparatur gebrauchter Dinge als (ambivalentes) Zeichen der Wertschätzung für den Gegenstand an – ein Fokus auch in Alexis Malefakis' Studie zu Reparatur und Verkauf getragener Schuhe in Tansania. Die Reparatur eines Schuhs aus Europa oder Amerika wird zu seinem Qualitätsmerkmal; der Schuh ist es wert, repariert zu werden und insofern ein interessantes Konsumobjekt.

Eine bezeichnende Leerstelle bleiben hingegen Kulturen des Reparierens in der ärmeren Bevölkerung europäischer Länder. Die Beiträge zu europäischen Gesellschaften präsentieren Kulturen des Reparierens als etwas Nicht-Alltägliches, als das Besondere. Nur so kann das Ausbessern von Kleidung zu Kunst oder zum öffentlich inszenierten Projekt werden (Beiträge von Heike Derwanz und Daniela Rosner/Fred Turner), zum Politikum wie in den Repair Cafés und Reparaturkollektiven bei Kannengießern und Rosner/Turner, oder zum zeitintensiven Hobby wie im Falle der Instandsetzung alter PCs (Stefan Höltgen/Marius Groth). Diese Beiträge bieten erhellende Einsichten, doch fehlt dem Band neben der Analyse solcher Ausnahmefälle des Reparie-

rens der Alltag derer, für die Reparieren weder Kunst noch Hobby, sondern mitunter schambesetzte Notwendigkeit ist.

Die Zusammenhänge zwischen Produktion und Reparatur eröffnen ein weiteres zentrales Forschungsfeld. Die bisher weitgehend unerforschte Geschichte des Kundendienstes ist ein vielversprechendes Beispiel. Die Garantie, einen Gegenstand reparieren lassen zu können, war durchaus ein Kaufargument, wie Bernasconis Studie zu den teuren Uhren des 18. Jahrhunderts zeigt, und auch Christian Zumbärgels Untersuchung zur Instandhaltung von Wasserkraftanlagen im 19. Jahrhundert macht dies deutlich. Der Kauf einer modernen Turbine war nur dann attraktiv, wenn auch der Kundendienst zur Instandhaltung und Reparatur vor Ort verfügbar war. Hier wie auch an vielen anderen Stellen regt der Band zum Weiterforschen an. Neugierig machen zum Beispiel auch die Ausführungen von Stefan Laser, der die rechtlichen Rahmenbedingungen des Reparierens anspricht und damit die Frage, wie Kulturen der Reparatur auch von rechtlichen Regelungen, Verboten und Fördermaßnahmen geprägt sind.

Das Verdienst des Bandes liegt darin, Neugierde zu wecken und weitere Forschung anzuregen. Ein Sammelband kann hier nur erste Einblicke in das Potenzial eines Themenfeldes geben. Angesichts der Herausforderung, Kulturen des Reparierens überhaupt erst als Thema zu etablieren, ist es kein allzu großes Manko, dass die Beiträge recht disparat sind und ihren Gegenstand teilweise sehr deskriptiv präsentieren. Was hier als erhellend gelten kann und was nicht, liegt dabei auch im Auge der LeserInnen, denn die unterschiedlichen Fachkulturen der BeiträgerInnen sorgen für einen heterogenen Mix an Darstellungsweisen und Ansätzen. Wer sich mit dieser Vielfalt auseinandersetzt, wird mit einem

sensibilisierten Blick auf den menschlichen Umgang mit Dingen und Infrastrukturen belohnt und mit der Einsicht, dass es in der Tat fast an ein Wunder grenzen kann, wenn Dinge dauerhaft einwandfrei funktionieren.

*Reinhild Kreis (Mannheim)*

## Vlad der Pfähler – Dracula

---

*Thomas M. Bohn/Rayk Einax/Stefan Rohdewald (Hg.), Vlad der Pfähler – Dracula. Tyrann oder Volkstribun? Wiesbaden (Harrassowitz) 2017, 320 S., 57 Abb., 64,00 €*

Vlad der Pfähler Dracula ist eine historische Figur, deren internationaler Ruhm auf Verwechslung beruht. Bram Stokers Vampir hat eigentlich mit Vlad III. von der Walachei nur den Namen gemeinsam, aber dennoch hat diese Verwechslung auch auf die Historiographie einen Einfluss, da sie die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem historischen Fürsten anregt. Wenn man sich seine kurzen Herrschaftszeiten vergegenwärtigt (wenige Wochen 1448, sechs Jahre zwischen 1456 und 1462 und dann wieder vier Wochen 1476), könnte man eigentlich meinen, dass Vlad nicht zu den markantesten Fürsten der europäischen Geschichte gehört. Doch bereits zu Lebzeiten erlangte er einige Berühmtheit als besonders brutaler Herrscher. In Rumänien, wo die Dracula-Vampirgeschichte lange Zeit wenig bekannt war, ist Vlad dagegen als ein Verteidiger des Vaterlands gegen die Osmanen bekannt, selbst wenn er eher ein Nationalheld der zweiten Reihe ist.

Der Titel des vorliegenden Sammelbands spielt auf diese beiden Bilder – des Tyrannen und des Verteidigers des Volkes (»Volkstribuns«) – an. Es geht den Herausgebern darum, die stark voneinander divergierenden Bilder Vlads zu